HANS-RUDOLF MEIER

«...Denn das Haus ist voller Wunder und voll heimlicher Musik»

Die Qualitäten eines alten Hauses

Wie es im bekannten Lied vom alten Haus von Rocky Docky heisst, hat dieses «vieles schon erlebt», es knarrt, ja stöhnt und zittert sogar und scheint sich insgesamt in einem eher prekären baulichen Zustand zu befinden. Und doch will man es wieder bewohnen, sei das Haus doch voller Wunder, voll heimlicher Musik; auch würden die Schatten am Kamin zurückleiten zu den Träumen der Jugend. Das alte Haus ist also nicht nur von der Zeit gezeichnet, sondern hat diese gewissermassen gespeichert, sie ist an ihm ablesbar und spiegelt dadurch auch die Biographie der Bewohner, und zwar – liest bzw. hört oder singt man die Zustandsbeschreibung des Gebäudes – fern jeder Idylle. Daraus resultiert «jenes Gefühl von Lebensfülle», das Christa Wolf in ihrem Tagebuch im Zusammenhang mit ihrem «alten Haus» in der Mark Brandenburg konstatiert.[1] In dieselbe Richtung zielt ein anderes Sprachbild, das vom «alten Haus», mit dem man einen alten Freund salopp bezeichnet, den man lange nicht gesehen hat. Auch hier ist es ein gemeinsames Stück Biographie, eine Verbundenheit über einen grösseren Zeitraum, die diese Metapher wählen lässt. Man hat zusammen Zeit verlebt, ist vielleicht auch inzwischen von dieser Zeit gezeichnet. Aber gerade diese Spuren und die Tatsache, im Strom der Zeit bestanden zu haben, wecken die im Sprachbild enthaltene Sympathie.

Altbauten als Zukunftskapital

Verlassen wir nach dieser Einleitung die literarische und metaphorische Ebene und fragen nach den Qualitäten alter Häuser, nach besonderen Eigenschaften erhaltener Gebäude und nach den Gründen, warum deren Schutz und Pflege über die individuelle Verbundenheit hinaus auch als eine gesellschaftliche Aufgabe lohnend sind. Das nächstliegende Argument ist allein schon die Existenz der alten Häuser: Sie sind schon oder noch da, haben dem Zahn der Zeit widerstanden, sich über die Zeiten hinweg folglich auch irgendwie bewährt. Was seit langem existiert, zumal was als Gebäude in einer Stadt lange Bestand hat, der Dynamik der Entwicklung, den zahlreichen Gefahren der Zerstörung und dem Veränderungsdruck Stand gehalten hat, das muss besondere Eigenschaften haben bzw. hat sich dadurch besondere Qualitäten erworben. Diese Häuser sind Teil der Biographie der Stadt – und ihrer Bewohner. Und sie sind ein Teil ihres Reichtums, denn der Altbaubestand stellt einen sowohl kulturellen als auch ökonomischen Wert dar. In einer jüngsten Studie zur Wirtschaftlichkeit von Umbauten heisst es dazu: «Denkmalschutz und Erhalt historischer Bausubstanz ist in jedem

1 Christa Wolf: *Ein Tag im Leben, 1960–2000*, München 2003, S. 298.

1 **Handwerkliche Reparaturen an einem Dachstuhl (Fischerhaus Bürgin, Kleinhüningen): Die alten Hölzer blieben soweit wie möglich erhalten, die schadhaften Stellen wurden sorgfältig geflickt.**
2 **Reparaturen an einem Bau der Moderne (Heidi-Weber-Pavillon, Zürich): Instandsetzung der Fensterprofile.**

Fall auch in wirtschaftlicher Hinsicht eine ernst zu nehmende Alternative zum Neubau. Dies betrifft auch Interessen, die sich an Ertrag und Rendite orientieren.»[2] Dieses Kapital zu schmälern, sollte folglich nicht nur aus kulturellen, sondern auch aus ökonomischen Gründen gut überlegt sein.
Nun geht es keineswegs darum, in blinder Affirmation alles Bestehende für gut und erhaltenswert zu halten oder gar zum Denkmal zu erklären. Aber haben wir in den letzten Jahrzehnten nicht auch gelernt – oder hätten lernen können –, dass Neuheit keinen positiven Wert *sui generis* darstellt? Und bestätigt nicht gerade die momentan wieder kräftig gepflegte Innovations-Rhetorik unsere Skepsis? Im Neubaubereich lässt sich eine immer raschere Folge von Ersatzbauten beobachten, so dass man bisweilen in einem Menschenleben drei Gebäude am selben Standort erleben kann. Inzwischen gilt schon als Grundsatz, dass die Chancen eines Gebäudes, noch lange weiter zu existieren, umso grösser sind, je älter es bereits ist. Das Motto «500 Jahre Garantie» war daher auch keineswegs nur ein cleverer Marketingslogan des Weserrenaissance-Museums Schloss Brake für eine 1994 durchgeführte Ausstellung zu alten Bautechniken.[3] Tatsächlich haben sich traditionelle Techniken und Materialien vielfach als beständiger erwiesen, als manche der als Wundermittel angepriesenen neuen Produkte, die allzu oft ihre Gewährleistungsfristen nur geringfügig überleben. Hinzu kommt in der Regel eine wesentlich günstigere Reparaturfähigkeit alter Bauten (Abb. 1).
Bis zur Industrialisierung waren Baumaterialien eher knapp, Arbeit dagegen billig. Es war daher selbstverständlich, materielle Ressourcen schonend zu verwenden. Auch auf Grund der langen handwerklichen Tradition war das Gebaute im Schadensfall einfach zu reparieren. Das industrielle Bauen hat diese Situation gründlich verändert, so dass heute die Bauwerke des 20. Jahrhunderts meist mehr Probleme bereiten als jene früherer Epochen. Zu erinnern ist etwa an die schwierige und kostenintensive Betonsanierung – für welche die Basler Denkmalpflege am Beispiel der Antoniuskirche Pionierarbeit geleistet hat[4] –, oder an die

2 BHU-Broschüre *Denkmalschutz und Erhalt historischer Bausubstanz – die wirtschaftliche Alternative zum Neubau. Wirtschaftlichkeit bei der Um- und Wiedernutzung von Baudenkmälern und anderen historischen Bauten*, Bonn 2003 (Zitat von Ulrich Schroeder, S. 4).

3 Vgl. die Begleitpublikation: *500 Jahre Garantie. Auf den Spuren alter Bautechniken. Weserrenaissance-Museum Schloss Brake. Materialien zur Kunst- und Kulturgeschichte in Nord- und Westdeutschland*, Marburg 1994.

4 Vgl. Dorothee Huber: *Die Antoniuskirche in Basel. Ein Hauptwerk von Karl Moser*, hg. von der Römisch-katholischen Kirche Basel-Stadt, Basel 1991.

Schwierigkeiten bei der Sanierung mancher Bauten der klassischen Moderne, bei deren Errichtung damals neue, inzwischen aber längst nicht mehr erhältliche Industrieprodukte eingesetzt wurden (Abb. 2). Etliche dieser in den letzten fünfzig Jahren hinzugekommenen Baustoffe erweisen sich heute überdies als ökologisch problematisch und verlangen – wie im Falle von Asbest – aufwändige Spezialsanierungen. Umgekehrt erleben im ökologischen bzw. biologischen Bauen, das als Reaktion auf die Probleme mit Gesundheit schädigenden Werkstoffen zunehmend an Bedeutung gewinnt, Materialien wie Holz, Lehm oder sogar Stroh, die in Altbauten lange und selbstverständlich verwendet wurden, eine Renaissance.

Wissensspeicher

Das weist auf eine weitere Qualität von Altbauten: Sie bergen gleichsam ein Reservoir an Wissen, an technologischen und anderen kulturellen Informationen und Fähigkeiten der Vergangenheit und damit zugleich ein Potential, das mit jeder Zerstörung eines Bauwerks geschmälert wird und für uns und zukünftige Generationen verloren geht. In der Frühzeit der Denkmalpflege hat man als stets wiederkehrendes Argument für die Erhaltung von Denkmälern deren ganz praktische Vorbildfunktion postuliert: sie seien Lehrstücke für das Handwerk und dienten, wie während der Französischen Revolution z.B. Armand-Guy Kersaint bemerkte, der beruflichen und handwerklichen Ausbildung, seien, wie es 1832 Karl Friedrich Schinkel formulierte, geeignet, die Maurer- und Zimmermeister zu bilden und damit «alle die Erscheinungen von Dürftigkeit und Trivialität» zu reduzieren.[5] Die Moderne mit ihrem ungebrochenen Fortschrittsglauben mochte dem selbstverständlich nicht folgen. Erst in den letzten Jahren erkennt man wieder das Wissenspotential, das in alten Bauten steckt, nun freilich auf einer komplexeren Ebene als derjenigen des unmittelbaren Vorbilds. Der Bauingenieur Werner Lorenz, ein Vertreter eines als besonders technik- und innovationsgläubig geltenden Berufsstandes, hat anschaulich gezeigt, wie aus der Analyse scheinbar wenig spektakulärer technischer Denkmäler Anregungen für die Lösung von Aufgaben der Zukunft gewonnen und auf diese Weise die Eindimensionaliät der Gegenwart durchbrochen werden kann: «Heute vermitteln uns die von (...) frühindustriellen Baumeistern hinterlassenen Konstruktionen und Bauten – gelesen als Protokolle des Prozesses ihrer Entstehung – Aspekte einer ganz eigenen Haltung zum Konstruieren, die sich erstens von der momentan verbreiteten deutlich unterscheidet, und die zweitens im Rahmen einer kritischen Revision gegenwärtiger Ingenieurpraxis mit Sicherheit bedenkenswert ist.»[6] Lorenz zitiert in diesem Zusammenhang Paul Veynes Metapher vom «Eisberg der Geschichte», von dem wir immer nur einen kleinen Bereich wahrnehmen, während der Grossteil untergetaucht und verdeckt bleibt.[7] Die sorgende Bewahrung alter Bauten ist unter diesem Gesichtspunkt eben auch ein Bemühen, das Abschmelzen dieses unbekannten Teils zu verhindern. Es bedeutet Bewahrung des Artenreichtums, der in der gebauten Umwelt existiert, ist also – wie der Naturschutz – Bestandteil

5 Armand-Guy Kersaint: *Discours sur les monuments publics prononcé au Conseil du département de Paris le 15 (XII) 91*, zitiert nach: Françoise Choay: *Das architektonische Erbe, eine Allegorie. Geschichte und Theorie der Baudenkmale.* Bauwelt Fundamente 109, Braunschweig/Wiesbaden 1997, S. 89; das Schinkel-Zitat aus einem Gutachten von 1832 zitiert nach: *Denkmalpflege. Deutsche Texte aus drei Jahrhunderten*, hg. von Norbert Huse, München 1984, S. 63.

6 Werner Lorenz: *Die Software im Denkmal – Ressourcen für die Ingenieure von morgen?*, in: *Das Denkmal als Altlast? Auf dem Weg in die Reparaturgesellschaft.* Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS und des Lehrstuhls für Denkmalpflege und Bauforschung der Universität Dortmund auf der Kokerei Hansa, 11.–13. Oktober 1995. ICOMOS – Hefte des Deutschen Nationalkomitees 21, München 1996, S. 70–76, hier: S. 72. Im gleichen Sinn aus Architektensicht jüngst Thomas Will: *Grenzübergänge. Weiterbauen am Denkmal*, in: Werk, bauen+wohnen 2003/6, S. 50–56, hier: S. 52.: «So wird zunehmend deutlich, dass Architekten und Künstler gerade im Gewahrwerden des Verlustes die überlieferte Architektur in neuer Weise entdecken: als lehrreiches Material, das zwar alt, aber nicht eo ipso veraltet ist. Dabei interessiert sie weniger die trockene ‹Sachzeugenschaft› als die konkrete Präsenz von Werten und Qualitätsmassstäben; eben das, was nicht durch Regeln allein zu lernen ist.»

7 Ebd.; Paul Veyne: *Der Eisberg der Geschichte*, Berlin 1981.

3 Der mittelalterliche Schürhof, der einzige nicht barock überformte Wohnbau am Münsterplatz.
4 Der Schürhof birgt beachtliche Ausstattungsstücke verschiedener Epochen: spätgotische Täferstube mit patroniertem Kachelofen aus dem 18. Jahrhundert.

Substanz und Charakter erhalten werden und damit ein Gebäude, das nicht nur vielfältige Zeugnisse der Basler Geschichte birgt, sondern gewiss auch noch manche verbirgt – auch solche, die wir nicht einmal erahnen, weil wir die entsprechenden Fragen (noch) nicht kennen.

Dass die «zweckentfremdete» Nutzung eines ehemaligen Wohngebäudes in solchen Ausnahmefällen, wie sie der Schürhof innerhalb des städtischen Wohnbestandes darstellt, wesentlich angemessener sein kann als die Rückführung in Wohnfunktionen, zeigt auf schon fast dramatische Weise der Vergleich mit den gegenüberliegenden Häusern Münsterplatz 1/2, die gegenwärtig umgebaut werden (Abb. 5). Im Zuge dieser Arbeiten fanden archäologische und baugeschichtliche Untersuchungen statt, so dass wir nun wissen, dass in diesem Gebäudekomplex bedeutende Reste der hoch- und spätmittelalterlichen Johanneskapelle stecken, einer Kirche von überraschenden Dimensionen. Nach der Säkularisierung in der Folge der Reformation erfuhren die Gebäude zahlreiche Umbauten und Umnutzungen: prägend wurde die von Christoph Riggenbach um 1840 durchgeführte Umgestaltung zum klassizistischen Wohnbau, der in den 1870er und 80er-Jahren dann vom Mutterrechtsforscher Johann Jacob Bachofen bewohnt wurde. Im frühen 20. Jahrhundert waren dort Teile der städtischen Kunstbestände ausgestellt, und 1937 bis zum jüngsten Verkauf war der Bau Sitz des Erziehungsdepartements. Der nun vor dem Abschluss stehende Umbau ist also nur der letzte in einer langen Folge und die damit verbundenen Änderungen zur Wohnnutzung auch nicht grundsätzlich neu. Und doch fällt es schwer, die jüngsten Arbeiten unter dem Stichwort «Weiterbauen» zu subsumieren, greifen sie doch derart tief in die Bausubstanz ein, dass schlussendlich trotz aller Bemühungen und Beteuerungen kaum mehr als die Hülle der überkommenen Substanz und ein paar als passend empfundene Ausstattungsstücke übrig bleiben werden. In beispielhafter Weise zeigt dieser Umbau, was heutige Neubau-Standards der Luxusklasse bedeuten, welche Eingriffe, ja Zerstörungen ein

einer zukunftsgerichteten Nachhaltigkeitsstrategie.[8] Im Kontext von Denkmalpflege als Bauökologie hat das jüngst Thomas Will wie folgt formuliert: «Die Einsicht in die Bedeutung von grösseren Zusammenhängen und Kreisläufen, von begrenzten Ressourcen und ihrer sparsamen Verwendung, gibt Anlass, den vielgestaltigen Denkmalbestand als ein lebenspraktisches Reservoir zu erkennen, als einen überzeitlichen Fundus an Baumethoden, an wert- und sinnvoll gefügtem Material, dessen Zerstörung auch wirtschaftlich immer unsinniger wird. Dieser Bestand wurde zwar im Laufe der *Vergangenheit* angelegt. Er ist aber über die Erinnerung hinaus als etwas Gegenwärtiges zu nutzen und als Lebensgrundlage für die *Zukunft* zu erhalten.»[9]

Nutzen oder Verbrauchen?

Diese allgemeinen Gedanken sollen im Folgenden an Hand einiger Beispiele veranschaulicht und vertieft werden. Welch ein Schatz an vielfältigen Informationen ein Haus bergen kann, zeigt in exemplarischer Weise der Schürhof am Basler Münsterplatz 19 (Abb. 3). An der nördlichen Schmalseite des Platzes, auf den das Haus traufständig mit drei Geschossen und drei Fensterachsen ausgerichtet ist, bildet es mit seinem markant hervortretenden Ostgiebel zugleich eine Zäsur zwischen der von der Augustinergasse herkommenden Baulinie und jener, die zum Schlüsselberg und hinunter zur Freien Strasse führt. Dabei ist der Schürhof der einzige Wohnbau am Platz (und einer der wenigen überhaupt in der Altstadt), der nicht barock überformt wurde. So findet sich im Erdgeschoss unverkleidet eine noch immer tragende Holzstütze aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts. Ein Teil des Tragwerks stammt also aus der Zeit kurz vor Gründung der Eidgenossenschaft und tut noch immer seinen Dienst! Die oberen Geschosse erweisen sich als spätmittelalterliche Aufstockung des 15. Jahrhunderts. Zeugnis dieser Zeit sind unter anderem freigelegte Wandmalereien mit zwei verschiedenen Phasen von Allianzwappen. Die Besitzerehepaare zweier aufeinander folgender Generationen lassen sich dadurch identifizieren, womit die materiellen Überreste im Gebäude eine Spur zu den früher darin lebenden Menschen legen. Weitere Ausstattungsstücke stammen aus der frühen Neuzeit; so sind mehrere Öfen aus dem 18. Jahrhundert nicht nur intakt, sondern noch in Betrieb (Abb. 4). Eindrücklich auch der (nicht isolierte) Dachstock, der nicht nur Fledermäusen ein Zuhause bietet, sondern an den Brandmauern auch Spuren diverser Veränderungen ablesen lässt. Dennoch ist das, was hier nur ansatzweise beschrieben wurde, kein Museum, sondern ein zwar seltener und hochkarätiger Altbau, der aber bis heute alltäglich genutzt wird. Seit längerem schon beherbergt der Schürhof das Ethnologische Seminar der Universität, eine Nutzung, die sich offensichtlich bewährt und – sowohl für das Haus als auch für seine Nutzer – als erträglich erwiesen hat. Gewiss müssen die DozentInnen und Studierenden auf ein paar Annehmlichkeiten verzichten, sie arbeiten dafür in einem Ambiente, das ganz andere Qualitäten bietet als normierte Räume im Neubau. Und weil die Nutzung als Universitäts-Institut Neubau-Standards nicht notwendig macht, können

8 Vgl. dazu: *Nachhaltigkeit und Denkmalpflege. Beiträge zu einer Kultur der Umsicht*, hg. von Marion Wohlleben und Hans-Rudolf Meier. Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich Bd. 24, Zürich 2003.

9 Thomas Will: *Steinbruch, Datenspeicher oder Lebensraum? Denkmalpflege ist Kulturökologie*, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Technischen Universität Dresden 2004/1.

5 Die Häuser Münsterplatz 1/2 werden gegenwärtig zu Luxuswohnungen ausgebaut.
6 Intakte Häuserzeile des Historismus an der Palmenstrasse.

solches Nutzungskonzept – das notabene erarbeitet wurde, bevor man die Gebäude bauarchäologisch untersuchte – mit sich bringt, das von wirklichen oder vermeintlichen Ansprüchen wirklich oder vermeintlich guter Steuerzahler ausgeht und diese Ansprüche in normativer Weise dem Altbau aufdrängt bzw. in diesen hineinpfercht. Nichts gegen eine Autoeinstellhalle oder ein Schwimmbad im Haus; wer glaubt, dies und anderen Luxus zu brauchen und wer sich das leisten kann, soll es auch haben. Nur: Warum müssen solche Bedürfnisse in Altbauten, die tausend Jahre Stadtgeschichte nicht nur repräsentieren, sondern auch in sich bergen, verwirklicht werden? Offenbar, weil man gerade am Prestige dieses Ortes und seiner Geschichte, an der Dignität des sie repräsentierenden Gebäudes teilhaben will – auch das ein Beweis für die Qualität des alten Hauses. Es ist gefragt als Repräsentant von Tradition, als Zeichen des Lebensgefühls und Ausweis von Kultur und Individualität. Zugleich scheint man aber nicht bereit, auf die Annehmlichkeiten von Neubauten zu verzichten. Da aber irgendwo Abstriche gemacht werden müssen, erfolgen sie hier beim historischen Baubestand, der bei einem solchen Umbau nicht genutzt, sondern verbraucht wird. Die Qualitäten, die man sucht, zerstört man zumindest teilweise, das Geschichtsbuch, in das man sich selber einzutragen wünscht, wird danach zugeklappt. Künftige Generationen müssen sich mit dem begnügen, was unsere Zeit eingebracht hat; weiter zurück reicht die Kette kaum mehr. Dass dafür Bauwerke hergegeben werden, die sich nicht zufällig längere Zeit im Staatsbesitz befunden haben, ist doppelt bedauerlich und lässt die Bekenntnisse der politisch Verantwortlichen zu einer nachhaltigen Politik als hohle Phrasen erscheinen.
Nun mag man einwenden, die Häuser seien ja wissenschaftlich untersucht und dokumentiert worden, und tatsächlich haben diese Forschungen am Münster-

platz 1/2 unerwartete und ungemein spannende Erkenntnisse ergeben. Dem Einwand ist allerdings ganz trivial zu entgegnen: «Wir müssen anerkennen, dass wir nur das sehen, was wir in unserer Gegenwart, aus unserer aktuellen Perspektive heraus sehen können. Was spätere Generationen in Denkmälern sehen und lesen werden, das wissen wir heute noch nicht.»[10] Lorenz nimmt dabei Bezug auf Michel Foucaults Kritik am zeitgenössischen Denken und der daraus resultierenden Forderung nach Bescheidenheit: «Man muss wohl die Bescheidenheit aufbringen einzugestehen, dass der Zeitpunkt des eigenen Lebens nicht der einmalige, grundlegende und umstürzende Augenblick der Geschichte ist, von dem aus sich alles vollendet und neu beginnt.»[11]

«Der liebe Gott steckt im Detail»[12]

Nur der kleinste Teil der alten Häuser lässt sich freilich in seiner Bedeutung und Geschichte mit den Bauten am Münsterplatz vergleichen. Auch sind – je nach Ort und Schätzung – nur zwischen einem und maximal zehn Prozent des Baubestands deklarierte Denkmäler. Der weitaus grösste Teil der Altbausubstanz stammt (in Basel wie in den meisten Städten Europas) auch nicht aus dem Mittelalter, sondern aus der Zeit der grossen Stadterweiterungen zwischen 1850 und 1920/30 und er wird überwiegend in der ursprünglichen Funktion als Wohnbauten genutzt. Entsprechend werden viele von ihnen auch pfleglich behandelt, so dass sie nicht selten auf ganz unspektakuläre Weise und im alltäglichen Gebrauch Zeugnisse einer Zeit überliefern, deren durchaus spekulative Bauproduktion zwar bereits auf die Masse ausgerichtet war, aber noch einen handwerklichen Standard hielt, den man sich heute kaum mehr leisten könnte (Abb. 6). So ist ein Billigbau der zwanziger Jahre mit einem heutigen Billigbau nicht zu vergleichen. Zum Beispiel die Fenster: Bis weit ins 20. Jahrhundert waren Fenster in der Regel sorgfältige Schreinerarbeiten mit ineinandergefälzten Rahmen, die lange Zeit sogar noch mit Holznägeln fixiert wurden. Fein profilierte Sprossen mit Gehrungsschnitten gliederten die Öffnungen; nicht selten sind zumindest bei Gebäuden aus der vorletzten Jahrhundertwende noch handgeschmiedete Beschläge vorhanden. Aus heutiger Sicht handelt es sich um eigentliche Schreinerantiquitäten, die vom handwerklichen Aufwand und Können teuer gehandelten Möbeln nicht nachstehen (Abb. 7). Die kleinteilige Verglasung schaffte eine lebendige Oberfläche, ganz anders als das heutige Industrieglas, das in alten Fassaden oft stumpf und wie blinde Augen wirkt.
Dennoch landen alte Fenster und Läden noch immer zu Dutzenden in der Abbruchmulde (Abb. 8) und werden durch servicefreundlichere und vermeintlich beständigere Kunststofffenster mit Furcht erregenden Billigprofilen ersetzt.
Ein oft eher minimaler Gewinn in der Energiebilanz – der durch andere Massnahmen oder leichte Gewohnheitsänderungen auch zu erzielen wäre – wird erkauft durch die Verunstaltung der Fassaden, den Verlust handwerklicher Qualitätsarbeit und allzu oft auch einer nachteiligen Veränderung des Raumklimas. Den Fenstern wären die Türen, die Treppen und Handläufe, die Fussböden, Wand-

10 Lorenz (wie Anm. 6), S. 76.

11 Ebd., S. 71; *Um welchen Preis sagt die Vernunft die Wahrheit?* Michel Foucault im Gespräch mit Gerard Raulet, in: Spuren, 1982, Heft 2.

12 So das Motto, unter das der Kunst- und Kulturwissenschafter Aby Warburg 1925 sein Seminar über italienische Kunst der Renaissance stellte. Zur Bedeutung des Details in der Ordnung des Wissens vgl. Wolfgang Schäffner, Sigrid Weigel und Thomas Macho (Hg.): *«Der liebe Gott steckt im Detail». Mikrostrukturen des Wissens*, München 2003.

7 Originales, sorgfältig restauriertes Fenster mit handgeschmiedeten Beschlägen.
8 Noch immer landen alte, handwerklich gefertigte Holzfenster, die durch Kunststofffenster ersetzt werden, zu Dutzenden in der Abbruchmulde.

schränke, Vertäfelungen und andere Ausstattungsteile anzufügen, die – ohne im Einzelnen grosse Kunstwerke zu sein – alten Häusern eine Individualität geben, die in Neubauten teuer erkauft werden muss.

Für den Grossteil des Altbestandes im Wohnungsbau trifft schliesslich in besonderer Weise zu, dass diese Wohnungen ihre Anpassungsfähigkeit über die wechselnden Moden und Ansprüche der Zeit bewiesen haben. Wie die Villen des Historismus, denen ihre grossen Grundstücke oft zum Verhängnis wurden,[13] waren auch die gründerzeitlichen Wohnblocks in den prosperierenden 1950er und 60er Jahren (selbst von der Denkmalpflege) noch wenig geschätzt. Sie galten als Auslaufmodell, bevor sie dann von Studierenden und Wohngemeinschaften neu «entdeckt» wurden und im Wandel des Lebensstils dieser Generation ihre Flexibilität zeigten. Heute bieten gerade diese Gründerzeitbauten für viele neuen und sich wandelnden Wohn- und Arbeitsformen optimale Raumlösungen. Erneut zeigt sich eine Art Speicherfunktion von Altbauten: In der Zeit der boomenden Moderne vorübergehend unzeitgemäss (und damit höchst gefährdet), entpuppt sich danach gerade das, was damals als antiquiert abgelehnt wurde, als gewünscht, weil von der Norm abweichend. Das einst Unzeitgemässe wird dann zur Qualität, wenn die Anpassungsfähigkeit beidseitig ist: Wenn die Anpassung des alten Hauses an die neue Zeit einhergeht mit der Anpassung der Nutzung und der Nutzer an das alte Haus.

Lebendigkeit der Stadt aus ihrer Geschichte

Häuser sind über ihre Einzelexistenz hinaus Teil eines übergeordneten Ganzen, der Stadt. Es gehört zu den Qualitäten alter Städte, dass an ihr ihre eigene Erfolgsgeschichte, nämlich seit Jahrhunderten Ort des Handels und Austausches, der

13 Rolf Brönnimann: *Villen des Historismus in Basel. Ein Jahrhundert grossbürgerlicher Wohnkultur*, Basel/Boston/Stuttgart 1982.

9 Das Fischerhaus Bürgin von 1765, ein Zeugnis des einstigen Fischerdorfes Kleinhüningen, wurde innerhalb des Quartiers versetzt.
10 Der Hochkamin des Ciba-Werks von 1956, Zeugnis des Industriestandorts Kleinhüningen, hat es schwer, als Denkmal geschützt zu werden.

Produktion und Innovation, der Kunst und des Zusammenlebens von Menschen unterschiedlichster Herkunft und sozialen Standes zu sein, ebenso ablesbar ist wie ihre Krisen, Brüche und durchgestandenen Konflikte. Was in Rom, wo zwei Jahrtausende Geschichte räumlich auf alltägliche Weise präsent sind, wohl am ausgeprägtesten erfahrbar ist und immer wieder bestaunt wird, gilt in reduzierter Form für zahlreiche europäische Städte – sofern ein namhafter Bestand an alten Gebäuden unterschiedlichster Entstehungszeiten bewahrt werden konnte. Zuweilen wird einem diese Qualität erst ex negativo bewusst, wenn man in Städten mit grossen Kriegsverlusten die Absenz authentischer, im Einzelnen durchaus unauffälliger Zeugnisse vermisst, die auch durch historisierende Rekonstruktionen nicht kompensiert werden können. Es ist die physische Existenz der baulichen Zeugnisse, die jeder Generation aufs Neue den Zugang zu dieser Geschichte erleichtert. Die alten Häuser bilden gleichsam auch einen Vorrat an stadthistorischen Informationen.

Manche alte Häuser erscheinen dabei wie einsame periphere Inseln, an denen die Zeit scheinbar vorüber eilte, die wirken, als seien sie von der allgemeinen Entwicklung wie vergessen worden. Sie öffnen damit gleichsam ein Zeitfenster in die Vergangenheit des betreffenden Ortes, lassen etwas von dessen Geschichte erahnen, vom Leben, das längst vor unserem eigenen gelebt worden ist. Ein solches Beispiel, das vor kurzem in den Blickpunkt der Basler Öffentlichkeit geraten ist, ist das sog. Fischerhaus in Kleinhüningen (Abb. 9). Auf den ersten Blick sicher kein spektakuläres Denkmal, offenbart es seine Bedeutung erst, wenn man sich seine Geschichte vergegenwärtigt: Errichtet im Jahre 1765, zeugt es von einem gänzlich anderen Ort, als wir heute kennen: Kleinhüningen nicht als Industriestandort mit Hafen und Tramdepot, sondern als Fischerdorf. Das kann man zwar auch in Geschichtsbüchern nachlesen, aber erst im Angesicht dieses Hauses wird dieses Wissen anschaulich und mit Leben erfüllt. Nun ist es nicht

ohne bittere Ironie, dass gerade jetzt – zu Beginn der postindustriellen Zeit – dieses Haus, das die ganze Industrialisierung und die Phasen industrieller Expansion im 20. Jahrhundert auf wundersame Weise ziemlich unbeschadet überstanden hatte, doch noch weichen musste. Immerhin haben seine Qualitäten – vor allem sein Erinnerungswert für dieses Quartier – Fachleute und Öffentlichkeit mobilisiert und der Totalverlust oder die völlige Dekontextualisierung – etwa die Überführung ins Freilichtmuseum Ballenberg – durch die Translozierung innerhalb des Quartiers verhindert werden können.
Andere Bauwerke im gleichen Quartier haben es noch schwerer, als Denkmäler erkannt und erhalten zu werden. So wird zur Zeit über das Schicksal des Hochkamins des Ciba-Werks gestritten (Abb. 10). 1956 als damals höchstes Bauwerk der Schweiz errichtet und während Jahrzehnten gewissermassen der Leuchtturm der prosperierenden Chemie, ist es heute funktionslos. Zwar hat auch der für den Schutzentscheid zuständige Regierungsrat die Schutzwürdigkeit anerkannt, aber den Schutz verweigert, da er den Denkmalcharakter nicht für vermittelbar hielt. Dieses eigenwillige Argument wäre weiterer Überlegungen wert, die hier unterbleiben müssen. Tatsächlich ist eine neue Nutzung dieses Hochkamins kaum möglich; auch ist es für ein Denkmal noch relativ jung. Und doch ist es mit dem üblichen Denkmalbegriff zu erfassen, gehört es doch als wesentlicher Zeuge einer abgeschlossenen Epoche an – auch wenn diese Epoche eben erst zu Ende gegangen ist. Als Zeugnis einer jüngeren Zeitschicht würde damit in Zukunft der Hochkamin in einer ähnlichen Weise für den (vergangenen) Produktionsstandort Kleinhüningen zeugen, wie heute das Fischerhaus für das einstige Fischerdorf.

Nicht von den Denkmälern und ihren Qualitäten aber von den alten Häusern haben wir uns damit entfernt. Kehren wir abschliessend zu ihnen zurück.
Eine lebendige Stadt ist ständigem Wandel unterworfen, ohne dass sie aber permanent neu erfunden und gebaut werden müsste. Der Bestand an alten Häusern liefert dabei nicht nur die Folie, vor und in Auseinandersetzung mit der sich die Neubauten abheben, sondern auch einen riesigen Fundus an gespeichertem Wissen, an Materie gewordener Lebenserfahrung. Und nicht zuletzt geben die alten Häuser einen Qualitätsstandard vor, an dem sich die Neubauten, sollten sie Bestand haben, zu messen haben werden. Diese sich in vielfältiger Weise äussernde Qualität der alten Häuser leistet damit einen wesentlichen Beitrag für eine zukunftsfähige Lebensqualität einer Stadt.